

# Die Renaissance der Wirtschaftsgeschichte

Vor Jahren beinahe ausgestorben, jetzt wieder stark: Warum historisch orientierte Ökonomen im Aufschwung sind

An deutschen Universitäten galten sie als seltene, fast schon ausgestorbene Spezies: Wirtschaftshistoriker. Zwei Dutzend Lehrstühle für Wirtschaftsgeschichte wurden nach 1990 gestrichen, nur noch etwa 50 blieben im deutschsprachigen Raum übrig, etwa die Hälfte davon an Wirtschafts- und die andere Hälfte an historischen Fakultäten. Schuld an dem Niedergang hatte die alte Garde zum Teil aber selbst. „Die Wirtschaftsgeschichte war lange Zeit wie versteinert“, sagt Nikolaus Wolf von der Humboldt-Universität. „Man hatte sich eine eigene Nische geschaffen und forschte mit Methoden, die weder Ökonomen noch Historiker interessant fanden, deshalb wurden von beiden Seiten Lehrstühle abgebaut“, erklärt Wolf, einer der Vertreter der jüngeren Generation.

Inzwischen sehe er aber eine Trendwende. „Es werden keine Lehrstühle mehr abgebaut, sondern sogar erste neue geplant, etwa in Bayreuth für einen neuen Masterstudiengang.“ Und die historisch orientierte Wirtschaftsforschung sei raus aus der Nische gekommen und finde großen Anklang bei den Ökonomen. „Es gibt eine richtige Renaissance der Wirtschaftsgeschichte, immer mehr Mainstream-Ökonomen nutzen historische Daten“, sagt Hans-Joachim Voth, Professor für Makroökonomie und Finanzmärkte an der Universität Zürich, der ursprünglich studierter Historiker war, bevor er sich der Ökonomik zuwandte.

Zum Teil liegt die Renaissance der Wirtschaftsgeschichte am Ausbruch der großen Finanz- und Schuldenkrise, die die meisten Ökonomen unvorbereitet traf.

„Das war eine gute Krise für die Wirtschaftsgeschichte“, so begann Barry Eichengreen vor vier Jahren seine Eröffnungsrede als Präsident der American Economic Association. Nicht wenige Ökonomen fingen nun an, historische Krisen auf Parallelen hin zu untersuchen. Vergleiche mit der Großen Depression und die daraus zu ziehenden Lehren wurden diskutiert. Viele Ökonomen, die zuvor nur Daten der jüngeren Vergangenheit von zehn oder zwanzig Jahren – die Schönwetterperiode der „Great Moderation“ – analysiert hatten, griffen nun zu weiter zurückreichenden Zeitreihen. „We are all economic historians now“, sagte der renommierte Finanzmarkt- und Bankenforscher Gary Gorton von der Yale School of Management vor kurzem bei einer Konferenz, wie Voth berichtet. Einer der jüngeren Stars dieser Forschung über historische Finanz- und Schuldenkrisen ist der Bonner Ökonom und Wirtschaftshistoriker Moritz Schularick.

Das neue Interesse der Ökonomen an der Geschichte liegt zum Teil auch daran, dass sie bei Grundfragen ihres Faches anders nicht weiterkommen. Warum sind einige Länder arm und andere reich? Das ist die Kernfrage seit Adam Smith. Doch ohne den Rückgriff auf historische Daten und die Analyse der Rahmenbedingungen der Wirtschaft in unterschiedlichen Ländern und Zeiten bleibt alle Wachstumstheorie grau und unbefriedigend. Der MIT-Ökonom Daron Acemoglu hat mit einer Reihe bahnbrechender Aufsätze eine Welle von historischen Untersuchungen ausgelöst. „Viele sind auf den Acemoglu-Zug aufgesprungen“, sagt Voth. Auch wenn manche Historiker die Nase rümp-

fen, weil Acemoglu angeblich die Dinge zu stark vereinfache oder Zusammenhänge ihrer Ansicht nach falsch darstelle – unbestritten ist sein Talent, ein „big picture“ zu malen, das dem Verständnis der heutigen Welt enorm hilft.

Die sogenannte Neue Institutionenökonomie ist zwar schon mehr als drei Jahrzehnte alt, begründet von Douglass North, der dafür 1993 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde. Richtig anschlussfähig an die Mainstream-Ökonomie wurde sie erst mit Acemoglu, weil er die Thesen mit statistisch-quantitativen Methoden testete und erhärtete. Noch einen Schritt weiter geht der Kanadier Nathan Nunn (Harvard). Er bezieht verstärkt kulturelle Faktoren und langfristige Prägungen in die Analyse mit ein. In einem vielzitierten Paper hat Nunn beispielsweise untersucht, wie die Erfahrung des Sklavenhandels bis heute die Vertrauensniveaus verschiedener afrikanischer Gesellschaften unterschiedlich prägt – und ohne Vertrauen kann auch heute dort eine Marktwirtschaft nur schwer gedeihen. Das alles testet und begründet er mit raffinierten ökonomischen Analysen.

Die Aufrüstung der Wirtschaftsgeschichte mit ökonomischen Methoden, die schon in den sechziger Jahren mit der „Cliometrie“ begann (Clio ist die Muse der Geschichte, Metrik heißt messen), hat sie auf Augenhöhe mit den Ökonomen gebracht. Die moderne Ökonomik wiederum ist weitgehend abgerückt von rein abstrakten Theorien, vielmehr arbeiten die meisten heute empirisch, also mit Daten. „80 bis 90 Prozent der Arbeiten sind heute empirisch. Die statistisch-empirische Datenanalyse ist heute die gemein-

same Sprache von Ökonomen und Wirtschaftshistorikern“, erklärt Davide Cantoni, der an der Universität München forscht und zu den aufsteigenden Vertretern der jüngeren Generation gehört.

In amerikanischen Top-Journalen ist der Anteil wirtschaftshistorischer Paper schon seit der Jahrtausendwende stark gewachsen. Er liegt mit etwa fünf Prozent inzwischen wieder auf dem Rekordniveau der Zwischenkriegszeit, wie Ran Abramitzky (Stanford) errechnet hat. Einige deutsche Forscher wie etwa Voth werden weltweit geachtet. Allerdings hat die hiesige Wirtschaftsgeschichte die Entwicklung hin zu ökonometrischen Methoden erst verspätet mitgemacht, wie Jochen Streb von der Universität Mannheim sagt. Auch fehlt es in Deutschland an richtigen Zentren wirtschaftshistorischer Forschung. In England, etwa an der LSE oder in Warwick, in den Vereinigten Staaten und Schweden gibt es eine höhere Dichte.

Hierzulande seien die Wirtschaftshistoriker an ihren Universitäten doch eher Einzelkämpfer, sagt Streb. Er betont auch, dass etwa zwei Drittel der Wirtschaftshistoriker weiterhin vor allem mit klassischen historischen Methoden arbeiten, etwa Werner Plumpe (Goethe-Universität Frankfurt), Alexander Nützenadel (Humboldt-Uni Berlin) und Jan-Otmar Hesse (Bayreuth). Statt große Datenmengen durch Statistikprogramme zu jagen, arbeiten sie vor allem mit qualitativen Quellen und Archivadokumenten, legen Wert auf Quellenkritik und analysieren die historischen Sonderbedingungen. „Die Spaltung des Fachs“, sagt Streb, „macht es schwierig, aber auch interessant.“

PHILIP PLICKERT